Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 17 (1937-1938)
Heft: 3

Artikel: Deutsch-Schweizerische Freundschaft im Geistesleben
Autor: Staiger, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-158343

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

behauptet freilich, alles zur Senkung der Ausgaben unternommen zu haben. Sie war auch imstande, in sechs Jahren, von 1929 bis 1935, ihre Betriebsausgaben um 14,5 % zu senken. Im Vergleich zu den amerikanischen Bahnen, von denen einzelne in halb so viel Zeit ihre reinen Transportkosten um 40 bis 50 % herabdrückten, ist das allerdings nicht überwältigend. Zwischen 1913 und 1935 nahmen die Gesamtausgaben der schweizerischen Bundesbahnen um 76,8 % zu, die Aufwendungen für das Personal erhöhten sich trotz starker Abnahme des zahlenmäßigen Bestandes um 92,3 %, der Zinsendienst vollends wuchs ganze 136,44 %. Infolgedessen häuften sich die Fehlbeträge, die Tarife konnten nicht generell erniedrigt werden, wodurch die Wettbewerbsfähigkeit des Betriebs geschädigt und beeinträchtigt wurde.

(Schluß folgt.)

Deutsch-Schweizerische Freundschaft im Geistesleben.[1]

Von **Emil Staiger.**

Wir haben uns zu einer unzeitgemäßen Betrachtung versammelt. Und wir sind entschlossen, diese Betrachtung auch in jedem Sinn unzeitgemäß durchzuführen. Es ist nämlich nicht die Rede von dem, was heute die Gemüter erregt, wenn das Verhältnis zwischen Deutschland und der Schweiz zur Sprache kommt. Sondern es ist die Rede von einer Freundschaft, die Jahrhunderte galt und heute wertvoll ist wie je, von der Freundschaft des schweizerischen Geistes mit dem deutschen Geist, die jenseits der Zeitgeschichte wirkt, deren Segen wir genießen, ob wir sie nun verleugnen oder ob wir sie wissen und gestehen.

Schon viel ist darüber geredet worden. Und ich kann nicht hoffen, sehr viel Neues zu dem längst Gesagten und Bekannten beizutragen. Es ist uns auch nicht darum zu tun. Sondern wir halten es nur für wichtig, eben jetzt zu wiederholen, was früher selbstverständlich schien, was G. Kellers und C. F. Meyers Überzeugung war, was wir aus dem schweizerischen Geistesleben niemals tilgen können, ohne uns selber aufzugeben. Wir meinen es nicht anders als so, wie wenn ein Deutscher und ein Schweizer sich von einer aufgeregten politischen Diskussion zurückziehen und in der Stille, am Ufer des Sees vielleicht bei einem Glase Wein von der alten Liebe sprechen, die ihre eigene, im tiefsten unanfechtbare Wahrheit hat. Beide können nicht viel sagen, was der andere noch nicht wüßte. Aber es tut wohl, gerade jetzt, in ruhigem Gespräch, köstlicher, von den meisten nur vergessener Dinge zu gedenken.

[1]) Vortrag, gehalten am 21. Mai auf Einladung der Deutschen Studentenschaft in Zürich.

Das Thema nötigt uns, den deutschen Geist vom schweizerischen zu sondern, eine Scheidung, die nicht anders als gewaltsam ausfallen kann. Auf alles Fließende des lebendigen Lebens müssen wir verzichten und das Deutsche, wie es den Schweizer eigenartig fremd berührt, dem Schweizerischen entgegenstellen, wie es der Deutsche in einer nicht minder summarischen Art zu sehen pflegt.

Doch wieder droht sich die Politik in unsere Betrachtung einzuschleichen. Denn die Eigenart des schweizerischen Geistes hat man gerade aus seiner Staatsidee zu erklären versucht. Offenbar mit Recht! Und dennoch glaube ich, daß es möglich sei, sein Wesen auch in anderm, durchaus unpolitischen Sinn zu bestimmen.

In der Stufenfolge der Werte, welche der Schweizer anerkennt, steht die Lebenstüchtigkeit immer an der ersten Stelle. Was bei uns geschätzt sein will, hat sich auszuweisen vor dem Forum der praktischen Öffentlichkeit. „Wie wirst du mit dem Leben fertig? Wie schlägst du dich durch?" Das ist die Frage, die man zuerst an den Menschen stellt. „Was wirft das ab? Wie wirkt sich das im Leben des Ganzen aus?" Das ist die Frage, die man bei jeder, auch bei der geistigsten Leistung erhebt, als verstünde sich das von selbst.

Solche Lebenstüchtigkeit ist die Tugend des kleinen Landes. Bei uns ist alles übersichtlich. Für überschwängliche Pläne ist uns der Raum von vornherein verwehrt. Wir können uns nicht in Träumen einer unerhörten Zukunft wiegen. Und sofern wir nicht nur dem Namen, sondern dem Wesen nach Schweizer sind, leiden wir auch nicht daran, sondern bekennen uns zu dem Glück, in der Beschränkung Meister zu sein. Und so ist das anschaulich Begrenzte unser Schicksal geworden.

Ob aber ein solcher Boden für das Leben des Geistes günstig sei, ist fraglich. Es sieht zunächst nicht danach aus. Der Geist, das Schöne wie das Wahre, entzieht sich jedem Dienst und Anspruch, ist unnütz und verschwenderisch und schweift ins Unvertrauteste aus. Wir aber halten es lieber mit Antonio in Goethes „Tasso":

„Er ehrt die Wissenschaft, sofern sie nutzt,
Den Staat regieren, Völker kennen lehrt;
Er schätzt die Kunst, sofern sie ziert...
Was gelten soll, muß wirken und muß dienen."

Unsere Dichter und Gelehrte scheinen damit einverstanden und fügen sich aus freien Stücken. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß schweizerische Dichter oft einen bürgerlichen Beruf ausüben. Niclaus Manuel war Architekt, Haller Arzt, Geßner Buchhändler, Gotthelf Pfarrer, Keller Staatsschreiber. Der schweizerische Dichter braucht nicht nur vor der Öffentlichkeit, sondern ebenso vor sich selbst den Ausweis, daß er dem materiellen Kampf ums Dasein gewachsen ist. Er käme sich sonst als Zigeuner vor, als Spieler, Gaukler und Tagedieb. Und jene Künstler, die den Sprung

ins Unbewiesene dennoch wagten, ein Spitteler etwa und Jakob Schaffner, verraten gerade durch eine überbetonte Abenteuerlichkeit, daß auch sie die gültigen Werte nicht ganz losgeworden sind und sich vor ihrem unausrottbaren schweizerischen Gewissen verteidigen müssen. Der sterbende Dichter aber spricht in G. Kellers „Poetentod" die so ganz schweizerischen Worte:

„So löschet meines Herdes Weihrauchflamme
Und zündet wieder schlechte Kohlen an,
Wie's Sitte war bei meiner Väter Stamme,
Vor ich den Schritt auf dieses Rund getan...

Dann laßt des Gartens Zierde niedermähen,
Weil unfruchtbar, die Lauben brechet ab!
Zwei junge Rosenbäumchen lasset stehen
Für mein und meiner lieben Frauen Grab!"

In Deutschland dagegen finden wir als wesentlichste Künstlergestalt den heimatlosen Genius, den Schmerz und die unüberwindliche Angst, vom Alltag angerührt zu werden und das Heiligste zu verraten, den Widerstand gegen Amt und Beruf, da der Gebrauch die Seele ablistet, den Traum einer fast unirdischen Freiheit und ungestörten Zwiesprache mit den Göttern oder mit der Gottheit, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Schiller, Hölderlin, Kleist, Nietzsche — sie alle spähen an dem vorbei, was wir hier das „Leben" nennen, und jeder harrt der großen Stunde der Berufung, da er „die Erde verläßt, weil er den Sternen verfällt". Und richtet sich das Mißtrauen auch der breiteren deutschen Öffentlichkeit nicht gerade gegen Goethe, der das Leben gemeistert hat? Stört es die Deutschen nicht immer wieder, daß er in Amt und Ehren stand, während Kleist und Hölderlin darbten? Denn der Deutsche will den „vates", den von einer sakralen Fremde und Jenseitigkeit umwitterten Seher, der hienieden scheitern muß, um seine Echtheit zu beweisen.

Ich streife im Folgenden nur kurz die Wesenszüge des schweizerischen Geistes, die Ermatinger in seiner Literaturgeschichte beschrieben hat. Sie lassen sich auch von unserm Begriff der Lebenstüchtigkeit aus verstehen.

Wir haben keine Tragödie. Ein Drama haben wir einmal gehabt, das Drama des Reformationszeitalters mit Niclaus Manuel an der Spitze. Aber schon da erkennen wir das eigentlich Schweizerische wieder. Das Drama ist auf Schweizerboden ausschließlicher als je in Deutschland in den Dienst der politischen und religiösen Parteien getreten. Es ist satirisch; der Bürger wählt den Stoff und führt dem Dichter die Feder. Ein Drama gibt es auch heute noch, aber doch mehr als ergötzliches Spiel, je lokaler, desto besser. Gerne sieht man den Ruhm eines alten Schweizers auf der Bühne sich an und duldet sogar den traurigen Schluß. Oder das Dialektlustspiel erfreut sich unermüdlicher Pflege. Dagegen ist die Tragödie dem Schweizer beinah ganz verschlossen. Denn die echte Tragödie greift das gegründete Leben selber an, bricht es in Stücke auseinander und offenbart

die Macht des Nichts. Die echte Tragödie ist tödlich. Welche Würde aber kann das Tödliche in Anspruch nehmen?

Wir haben keine Philosophie. Martin Heidegger hat in Zürich — er mochte wissen warum — die Geschichte von Thales von Milet erwähnt, von dem ersten Philosophen, der abends den Himmel erforschen wollte und dabei in den Brunnen fiel. Da sei eine Dienstmagd in Gelächter ausgebrochen und habe gesagt: „Thales, du willst den Himmel erforschen, und siehst nicht, was dir zu Füßen ist." „Diese Geschichte," fügte Heidegger bei, „enthält einen Wesenszug der Philosophie. Philosophie ist etwas, womit man nichts anfangen kann." Die meisten Zuhörer mochten glauben, er habe sich einen Spaß erlaubt. Doch Heidegger sprach durchaus im Ernst. Die erhabene Zwecklosigkeit sichert der Philosophie in Deutschland eine königliche Würde, die ein Schweizer nur selten begreift. Achten wir nur einmal darauf, wie Philosophie bei uns sich ausnimmt. Der Sinn metaphysischer Erörterungen als solcher bleibt im Dunkel. Man sieht darin ein Vorspiel für irgendeine Lebenslehre, eine Ethik oder Staatstheorie. Diese greift man dann heraus und läßt den Rest auf sich beruhen. So ist z. B. Hegel durch die „Rechtsphilosophie" charakterisiert. Die „Logik" und die „Phänomenologie" als solche kümmern den Schweizer kaum. Der schweizerische Philosoph tritt meist in Personalunion mit dem Psychologen und Pädagogen auf. Ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse unserer Universitäten genügt, um sich davon zu überzeugen. Die Verbindung von Philosophie mit den praktischen Wissenschaften Pädagogik und Psychologie ist zur stehenden Einrichtung geworden.

Überhaupt ist das Pädagogische nun das Element des schweizerischen Geistes. Unser Beitrag an die deutsche Bewegung ist Pestalozzis Werk. Das Pädagogische durchsetzt unsere ganze Literatur. Und selbst, wo ein Schweizer es nicht mehr erkennt, spüren es deutsche Geister noch. Hat doch Hofmannsthal sogar an C. F. Meyers Gedicht „Der römische Brunnen" das eigentümlich schweizerische Schulschmäcklein festgestellt. Die Erziehung selbst ist wiederum mehr aufs Praktisch-Anschauliche aus. Formale Bildung, wie sie Humboldt im deutschen Gymnasium eingeführt hat, steht bei uns nicht hoch im Kurs. Befürworter der antiken Sprachen haben bei uns einen schweren Stand. Was fängt man an mit Latein und Griechisch?

Nach alledem könnte ein Deutscher glauben, daß in der Schweiz ein durch und durch unmusisches Volk zu Hause sei. Sie wissen, daß das nicht so ist. In einer Kunst zum mindesten haben wir große Meister hervorgebracht und, wenigstens im letzten Jahrhundert, die Deutschen sogar weit übertroffen, das ist die Epik und zumal die Epik in Prosa, Roman und Novelle, wie sie G. Keller und J. Gotthelf am schönsten geglückt ist. Das ist die schweizerische Kunst, dies klare Zusammenschauen der Dinge. Der epische Dichter liebt das Leben und bejaht es ganz und gar. Der epische Dichter steht sehr fest auf diesem Boden und sieht sich um. Er braucht eine gründliche Sachkenntnis, ein solides Wissen um die Beschaffenheit seines

Gegenstandes, wie es der Tragiker und der Lyriker nicht im selben Maße braucht. Und der epische Dichter ist der, der seinem Volk am ehesten einen Dienst zu leisten imstande ist. Er schaut die verworrenen Dinge zusammen in die Einfachheit des Bildes, er gibt das Volk erst ganz sich selbst, erweckt ein höheres Bewußtsein seines Seins und seines Schicksals, wie es G. Keller etwa im „Fähnlein der sieben Aufrechten" tat, nach seinen eigenen, wiederum so durchaus schweizerischen Worten:

„Ich halte es für Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft so weit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie, und so gehe es zu... Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allzeit trächtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als er schon ist; dafür kann man ihn auch umso herber tadeln, wo er es verdient."

Dies Letztere hat G. Keller dann im „Martin Salander" besorgt, diesem Buch, das einer der feinsten Kenner des europäischen Schrifttums, der Deutsche Hofmiller, als ein unschätzbares Kleinod bezeichnet hat, weil es in seiner Eigenart als politischer Roman eine sehr empfindliche Lücke der deutschen Literatur ausfülle. Oder Gotthelf hat es besorgt im „Bauernspiegel", im „Anne Bäbi", in „Zeitgeist und Bernergeist", Werken, die alle aus tiefster Sorge um das Volk erwachsen sind, so sehr, daß das Erzieherische nicht immer, nach G. Kellers einprägsamem Wort, wie Salz im Wasser aufgelöst ist. Aber das stört uns nicht so sehr. Was als das Unerläßlichste gilt, die Solidarität auch des Dichters mit der Öffentlichkeit ist gewahrt. Diese Dichter kann man bei Festen zitieren oder in Zeiten des Unglücks sich ihrer mahnenden Worte entsinnen. Sie haben zu schaffen mit alle dem, was uns von Tag zu Tag beschäftigt, und halten jener Probe Stand:

„Was gelten soll, muß wirken und muß dienen."

An dieser flüchtigen Skizze schweizerischer Geistigkeit muß es hier genügen. Wenn in dem Gespräch der Freunde am Ufer des von Klopstock gelobten Sees, das wir uns ausgedacht, nun der Deutsche genötigt wäre, das Wesen des deutschen Geistes zu schildern, so würde er wohl nach Worten ringen und die Antwort nicht gleich finden. Denn ist der deutsche Geist nicht wesentlich unbegrenzt und unbestimmbar, verwirrend bunt und vielgestaltig, immer werdend, nie vollendet, sodaß ihm mit einer knappen Beschreibung noch größeres Unrecht geschehen müßte, als Schlagworte und Definitionen ohnehin anzurichten pflegen? Der so Bedrängte sähe sich nun zunächst veranlaßt, aus seinem unbegrenzten Bilde des deutschen Geistes alles auszuscheiden, was zugleich auch europäisch ist. Er möchte das in den Griff bekommen, was nun zweifellos nur deutsch, nichts anderes als deutsch sein kann. Der klassische Goethe dürfte ihn also z. B. weniger interessieren als der Verfasser des „Götz" und „Werther", Leibniz weniger als

Kant, Mozart weniger als Wagner, ohne Rücksicht auf die Liebe, die ihn da oder dort hin zieht, und auf sein Urteil, das ihn dies oder jenes höher schätzen lehrt. Denn nur so könnte das Gespräch in absehbarer Zeit einen gewissen Abschluß finden.

Wäre nun das Bild des deutschen Geistes derart eingeengt, dann läge es nicht mehr allzufern, etwas auszusprechen, was den Schweizer sehr verblüffen müßte: „Die Deutschen lieben den Tod." Mit diesem Wort hat Clémenceau einmal seinen Haß gegen Deutschland erklärt. Der Haß geht auf Kosten des Franzosen. Ein Deutscher könnte dasselbe sagen; aber er spräche es anders aus. Und so steht es denn etwa auch im „Zauberberg" von Thomas Mann, die Deutschen seien befreundet mit dem Tod; und Goethe meint es ähnlich, wenn er von der Romantik spricht. Ja, der junge Goethe hat dieser Liebe zum Tod in seinem „Prometheus" den wunderbarsten Ausdruck gegeben:

„Wenn aus dem innerst tiefsten Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Tränen sich erleichtern will,
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht,
Und du, in inner eigenem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch ...
Und nach dem Tod?
Wenn alles — Begier und Freud und Schmerz —
Im stürmenden Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt in Wonneschlaf —
Dann lebst du auf, aufs jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!"

Wir hören diese Liebe zum Tod am herrlichsten in der deutschen Musik, in Beethovens „Eroica", in den letzten Quartetten Schuberts, von denen „Der Tod und das Mädchen" nur das deutlichste ist und des Meisters dunkle Gottheit schon im Namen verrät, im zweiten Akt von Wagners „Tristan", an dem man sterben zu können glaubt. Wir sehen die tödliche Gottheit in der deutschen Tragödie beschworen, in diesen furchtbarsten Wagnissen des Geistes, mit denen sich keine Dichtung eines andern Volks vergleichen läßt; wir sehen die Reihe jener Gestalten, die ihre Bahn bis in den Tod oder in den Wahnsinn verfolgen mußten, Kleist, Hölderlin, Schumann, Nietzsche;

wir hören aber die Liebe zum Tod auch in den sanfteren Klängen von Novalis' „Hymnen an die Nacht", ja oft in dem bescheidensten Lied, in jenem immer wieder ausgesprochenen rätselhaften Verlangen, ins flutende Wasser zu tauchen und sich der weißen Nixe zu vermählen... Und was ist diese Liebe anderes, als Ungenügen an dem, was ist, ein qualvoll-drängendes Begehren, die Welt gleichsam immer neu aus dem Nichts zurückzugewinnen, das Unerhörte, Ungeschaute, wovon nur selige Ahnung kündet, gewaltsam vom Himmel herabzureißen? Es gibt Künstler, die ihr Werk so der Vollendung zu nähern hoffen, daß sie es behutsam feilen, glätten und ins Rechte rücken, von Tag zu Tag bis es genug ist. Andere aber schlagen das halbfertige Werk ergrimmt zusammen und fangen wieder von vorne an und hoffen auf die Stunde, da auf einmal der große Wurf gelingt. Dies Letztere ist der deutsche Weg und ist die deutsche Liebe zum Tod.

So scheint der deutsche Geist, weil sein Entwurf so ungeheuer ist, stets im Werden, niemals fertig. Und so sieht der Schweizer ihn auch. Er spürt den leicht verletzlichen Anspruch dessen, der das Unmögliche will, jenen Stolz, der Uneingeweihten als Anmaßung erscheinen muß, weil er nichts Fertiges zeigen kann, sondern nur die Trümmer des großen Werks, das nie und nimmer genügt. Dem deutschen Geist fällt sozusagen die Rolle des unbewiesenen Genies zu. Und so fühlt er sich denn auch, fühlt er sich vor allem auch uns, dem Nachbarn gegenüber. Er sieht den Schweizer an als den, der das Kleinere, Mögliche anstrebt, dies Kleinere aber vollendeter darstellt, sich bescheidet und zufrieden, wo nicht selbstzufrieden ist. In Tagen der Erschöpfung mag ihm das beneidenswert erscheinen; doch in den Tagen des Stolzes, da wieder ein Fetzen vom Himmel gerissen ist, mag er sich, wo nicht glücklicher, so doch größer und herrlicher dünken.

Mir scheint, das etwas verworrene Spiel von Zuneigung und Abneigung läßt sich so einigermaßen verstehen. Es auszuführen, erübrigt sich. Sie machen diese Erfahrungen selbst, da Sie als Gäste bei uns sind. Denn wir halten mit unserer Meinung auch Gästen gegenüber nicht hinter dem Berg. Immer wieder wird ein Schweizer von den Deutschen zu sagen versucht sein, was mir jüngst ein Franzose gesagt hat: „Je les admire, mais je ne les aime pas." Und Sie entgegnen uns vielleicht: „Wir lieben euch, doch wir bewundern euch nicht."

Dennoch ist auf diesem Grunde unter den Besten beider Völker eine Freundschaft errichtet worden und muß auf diesem Grund die alte Freundschaft stets erneuert werden. Freilich, eine strenge Freundschaft ist es, die nicht auf der leichten Übereinstimmung von Lebensansichten und Gewohnheiten ruht — auch solche Freundschaften halten sich lang, obwohl sie nicht viel zu bedeuten haben — sondern die sich so erfüllt, daß jeder dem andern einen Bezirk seines innern Reichs einräumt.

Es ist nicht leicht, in der Literatur Dokumente zu finden, die von der Freundschaft, wie sie hier skizziert ist, unmittelbar Zeugnis ablegen. Denn

jeder setzt das Erworbene gleich in seine eigene Geistigkeit um. Unter den Proben, die wir bieten, hören Sie zwar von Hofmannsthal eine Würdigung der schweizerischen Meisterlichkeit G. Kellers. Doch es dürfte schwer sein, aus dem Munde eines Schweizers eine ähnlich klare Würdigung des Deutschen in unserm Sinn zu vernehmen. Denn da ist der Schweizer schamhaft, und das Überschwängliche verbirgt er gern im tiefsten Herzen. So müßten wir das ganze Schrifttum des letzten Jahrhunderts übersehen, um zu erkennen, wie dies Deutsche gleichsam untergründig mitströmt —: in Bachofen, der der Spätromantik, in Jakob Burckhardt, welcher Schopenhauer tief verpflichtet ist, im Ringen C. F. Meyers und G. Kellers um die Tragödie, in Kellers Liebe zu Jean Paul, die oft bedrohlich überschwillt, in Spittelers heroischem Werk, das in der Gestalt des Herakles gipfelt, des todgeweihten, der Lächerlichkeit verfallenen, unbewiesenen Helden. Oder mit sehr feinem Ohr müßten wir in den Briefen lesen, die Korrodi unter dem Titel „Deutsch-Schweizerische Freundschaft" gesammelt hat. Laut haben sich die Schweizer nämlich lieber zu jenen Deutschen bekannt, die denselben Weg wie sie, vom Dunkeln ins Helle gegangen sind, zu Goethe also, um den einen Namen als Zeichen leuchten zu lassen. Doch wie auch in Goethe der dunklere Ton noch bis zuletzt mitschwingt, so klingt er in den besten Schweizer Künstlern als geheimnisvolle, unvertraute Lockung nach:

„Ich vergeß' das dunkle Antlitz nie;
Immer, immer liegt es mir im Sinn."

Denn wie könnte es anders sein? Wollten wir uns dem verschließen und in Selbstgefälligkeit nur in der eigenen Sonne leben, wir wären wahrlich bald am Ende. Alles Lebendige, jeder einzelne Mensch sowie ein ganzes Volk hat seine besondere Gefahr, die Laster seiner Tugenden, mit dem Wort der Madame de Stael zu reden. Kennen wir diese unsere Gefahr? Sind wir nicht im Begriff, zu vergessen, daß jeder, der das Leben meistert, schon auf das Höchste verzichtet hat? Daß die Liebe zum Begrenzten und zum Ordentlichen zugleich ein Mißtrauen gegen das Außerordentliche einzuschließen droht? Ist unser Geist noch elastisch genug, alles in Frage zu stellen, unsere Seele noch bereit für jene göttlichen Erschütterungen, in denen alles Bestehende wankt, um sich glorreich zu erneuern? Sind wir noch entschlossen für das Untergehen und Auferstehen, in dem sich nach Goethes und Hegels Wort der Geist, das Leben des Lebens, erfüllt? Für das Stirb und Werde, in dem der Mensch allein mehr als ein trüber Gast der armen Erde ist? Allzulange sind wir unser selber sicher, unbezweifelt, unerschüttert und befriedigt. Doch es ist kein Leben des Geistes, das es sich leisten dürfte, auf die Hadesfahrten ins Gefährlich-Unvertrauteste zu verzichten.

So bleibt die deutsche Liebe zum Tod uns unentbehrlich je und je. Die Freundschaft mit dem deutschen Geist muß unsererseits unter dem Wahlspruch stehen: „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt!" Dann werden

wir uns der Aufklärung, werden wir uns dem klassischen Goethe nach wie vor verwandter fühlen. Doch um den Zauber der Romantik, die Hymnik Hölderlins, den tödlichen Ernst der Tragödie werben wir: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!"

Wir wissen, heute ist Deutschland mehr als je bemüht, Gestalt zu gewinnen, seine Romantik zu vergessen und überzugehen in jene Sphäre, welche die öffentliche Meinung allein als „Wirklichkeit" anerkennt. Auch im deutschen Geistesleben wird die Wendung heute sichtbar. Ich nenne statt vieler einen Namen, den Sie kennen, Hans Grimm, den Verfasser von „Volk ohne Raum". In mehreren Aufsätzen hat sich Grimm über die Sendung des Dichters geäußert. Er tadelt an der deutschen Dichtung eine erschreckende Unwirklichkeit, ein Vorbeisehen an den dringendsten Aufgaben der Nation, ein Versäumen der Pflicht, die dem Dichter aus der Arbeitsteilung erwuchs — „Arbeitsteilung" sagt Grimm selbst; der Dichter ist in seinen Augen dem Ganzen solidarisch verpflichtet nicht anders als der Soldat und Bürger —; wo die Dichtung hätte halten müssen gleich einer sammelnden Fahne, gerade da habe sie schmählich versagt; der Deutsche vermöge aus seinem Schrifttum kein Bewußtsein der Totalität des deutschen Zustands zu gewinnen.

Das ist in gewissem Sinne wahr. Und Grimm hat eine sehr beherzigenswerte Meinung ausgesprochen. Doch für uns ist das nicht neu. Die Solidarität mit der Nation, das Praktische, das Zusammenschauen des öffentlichen Zustands in ein Bild, die größten Schweizer Dichter des letzten, das müssen wir freilich sagen, des letzten Jahrhunderts haben dies geleistet. Und wenn es schon ums Lernen geht, so dürften die Deutschen in dieser Hinsicht eher der Schweiz verpflichtet sein, nicht in dem, was den Gehalt betrifft, der ist für Deutschland sehr viel schwieriger und ungeheurer, doch was die Haltung des Dichters angeht als des Sprechers seines Volks.

Doch das heißt nicht, daß die Freundschaft mit dem deutschen Geist sich heute am Vergangenen nähren müsse. Hans Grimm bedeutet einen Weg. Und wenn wir dem deutschen Volk für sich mehr solche Dichter wünschen möchten, wir freuen uns, daß über dem großen Ringen um Lebenstüchtigkeit auch der andere todbefreundete Geist nicht ausgestorben ist. Carossa lebt, der unter der Mahnung „Weihe dich einer Gefahr!" aushält. Edwin Erich Dwinger weiß vom „Stirb und Werde" ganzer Völker Unerhörtes zu erzählen. Ernst Jünger ist vielleicht der kühnste Mensch, der je zur Feder gegriffen; wer freilich wagt es, sich der Bedrohlichkeit seiner Erkenntnis ohne Vorbehalt und Rücksicht auszusetzen? Und der große Erbe Kants, Martin Heidegger, lebt und schafft, der Einzige, dem es vergönnt ist, an dem Dom der Metaphysik in großem Sinne weiterzubauen. Wer seine Lehre von der „Freiheit zum Tode" und der „Freiheit zum Grunde" in sich aufgenommen hat, weiß Bescheid um jenes Deutsche, das wir aus dem Reichtum unseres Nachbars aufgegriffen haben.

Das Förderliche wird uns nach wie vor in Fülle dargereicht. Der Geist geistet, wo er will, und kümmert sich nicht um die Schranken, die der alte böse Feind, das Mißtrauen, aufgerichtet hat. Was haben diese Männer in dem Besten, was sie bieten, mit Bedenklichkeiten des Tags zu tun? Halten wir die Stirne frei, wo ein großer Atem weht.

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Ein Jahrhundert Selbstversorgung mit Salz. / Zum Grundsätzlichen der Arbeitslosenversicherung. / Die „Erledigung" der Freimaurerinitiative. / Eine Verletzung der Versammlungsfreiheit. / Wie man sich die „geistige Landesverteidigung" vorstellt.

In einer Diskussion über die Bedeutung der Einwanderung wurde unlängst die These aufgestellt, die Einwanderung habe sich bei uns stets im Sinne der Zuspitzung, der Radikalisierung der geistigen Bewegungen ausgewirkt. Diese Meinung kann belegt werden. Häufig sind es Ausländer gewesen, die einheimische Strömungen erst recht in Lauf brachten: man denke an den Reformator Calvin oder an die deutschen Sozialisten! Gelegentlich wiederholte sich diese Erscheinung des Bahnbrechens auch auf wirtschaftlichem Gebiete, indem sich Ausländer mit Erfolg an Aufgaben heranmachten, die von Schweizern kaum angegriffen worden waren. Wenn ich da auf die Namen Bally und Saurer hinweise, so möchte ich damit nicht dartun, die Schweizer hätten in ihrem Lande nicht die wirtschaftliche Führung gehabt — für das Gegenteil gibt es ja eine Unmenge von Beispielen! —, sondern nur darauf aufmerksam machen, wie dann und wann Ausländer unserer Heimat nützlich geworden sind. Unter diesen Leuten steht in vorderster Reihe der Urheber unserer Selbstversorgung mit Salz, Carl Christian Friedrich Glenck (1779—1845). Als württembergischer Hof- und Bergrat ist Glenck nach großen Bohrerfolgen anno 1821 nach der Schweiz gekommen, um auch hier nach Salzlagern zu forschen. Allein die an acht verschiedenen Orten angestellten kostspieligen Bohrungen waren erfolglos, bis endlich bei Pratteln am Rhein am 30. Mai 1836 das ersehnte Mineral zum Vorschein kam. Nun sind am 7. Juni 1937 hundert Jahre verflossen seit der Eröffnung jener Saline, die den Namen „Schweizerhalle" — in Erinnerung an „Schwäbisch Hall" — erhielt. „In Betracht", so schrieb der Entdecker nämlich an den Regierungsrat von Basellandschaft, „daß dieses Werk ja für die ganze Schweiz nicht nur von politischem Interesse sei, sondern daß es auch so viel Theilnahme daselbst gefunden, möchten wir auch der Schweiz zu Ehren diesen Namen führen."

Das politische Interesse, von dem Glenck in seiner Eingabe spricht, war vielleicht unseren Vorfahren offenkundiger als der heutigen Generation. Bislang waren sie nämlich ständig auf die Salzversorgung durch das Ausland angewiesen und hatten dabei manche wirtschaftliche Druckmittel auszukosten gehabt. Trotz dieser Schwierigkeiten blieb natürlich der Bedarf an Salz bestehen, so daß die Eidgenossenschaft schlechterdings auch in dieser Beziehung vom Auslande abhängig war, denn die kleine Saline von Bex konnte kaum den Kanton Waadt genügend versorgen. Wie erlösend mußte deshalb der Bericht wirken, daß nun auch am Rheine ein Salzlager entdeckt worden sei! Schweizerhalle, sowie die später gegründeten Salinen